

<b>Zeitschrift:</b>	Zürcher Taschenbuch
<b>Herausgeber:</b>	Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
<b>Band:</b>	53 (1933)
<b>Artikel:</b>	Johann Heinrich Waser von Zürich : geboren am 1. April 1742, enthauptet am 27. Mai 1780
<b>Autor:</b>	Stückelberger, Hans Martin
<b>Kapitel:</b>	[5]: Der gefangene Waser
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-985410">https://doi.org/10.5169/seals-985410</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

um Geschichte, Physik, Mathematik oder Botanik, ist Waser's Absicht bedeutend, seine Methode, wenn auch nicht in allen Teilen richtig, so doch dem Richtigen auf der Spur. Darin teilt Waser das Los von vielen andern, daß er wohl eine Menge genialer Seiten in sich vereinigt, aber nicht zum Genie ausreisen durfte. So ist einerseits zu viel in diesem Geist vorhanden, als daß man ihn als einen Querkopf einfach übergehen dürfte, andererseits hat er zu wenig erreicht, als daß seine weitgehende Vergessenheit völlig unverständlich wäre. Dennoch hat er es von seinen Altersgenossen am weitesten gebracht. — Wie verhängnisvoll, daß er nicht in dieser gesunden Begabung seine Bedeutung erkannte, nicht ihr allein vertraute und geduldig werden ließ, was in ihm war. Wie tragisch, daß er im Geschichtsbuch seiner Vaterstadt sich selber eintragen wollte und dabei auf eine falsche Seite geriet.

### Der gefangene Waser.

So überrascht die arme Frau Pfarrer von der Verhaftung ihres Gatten sein möchte, so wenig war es dieser selbst. Am 16. März war er über die Verfasserschaft der im Schlozerschen Briefwechsel erschienenen Schriften interpellirt worden. In der darauffolgenden Nacht war dann, offenbar durch die Angst vor einer Hausvisitation, der kühne Entschluß gereist, die entwendeten Akten und andere verdächtige Schriftstücke zu vernichten<sup>52)</sup>. In noch dunkler Morgenfrühe hatte sich Waser erhoben, um Blatt für Blatt im Ofen zu verbrennen. Aber das verkohlte Papier verlangsamte dieses Unternehmen fortwährend und nistete sich mit einer solchen Hartnäckigkeit an allen Orten ein, daß unmöglich die ganzen Stöcke diesen Weg der Vernichtung gehen konnten. Es blieb also nichts anderes übrig, als die unglücklichen Dokumente zu verbergen. Ob die Familie von diesen Manövern Kenntnis hatte, ist fraglich; jedenfalls aber war eine Person in das Geheimnis eingewieht worden, die sich dessen völlig würdig zeigte. Es war die alte Dienstmagd Judith Mäudli. Mit der Wichtigkeit eines in den Hintergrund geschobenen Menschen, der einmal in seinem

<sup>52)</sup> Die Akten des nun beginnenden zweiten Waserprozesses liegen in der zweiten Mappe des erwähnten Dossiers A 20 im St.-A.

Leben von einem Höherstehenden zu irgendeinem zweideutigen Werk herangezogen wird, beeiferte sich die kluge Alte, ihre Aufgabe zu erfüllen, indem sie, vielleicht nicht ohne jede Ahnung von der Bedeutung ihrer Mission, mit einigen ihr von Waser ausgehändigten Paketen in ihrer Kammer verschwand. Aber auch damit war das Werk noch nicht getan. Noch immer standen Haufen von Material auf dem Tisch, und mittlerweile war es Tag geworden, wo auch das im Haus verwendete Knechtlein erschien. Könnte am Ende nicht auch dieser Bursche — es ist ja der Neffe der Mäudli — etwas schlau zu sein versuchen? Also, lieber Caspar, nimm einmal ein paar von diesen Schriften und laß sie irgendwo verschwinden, möglichst so, daß man sie nicht finde, wenn es einem einfallen sollte, sie zu suchen —, vielleicht zwischen den Holzbeigen! Was für treue Hausgenossen Waser besaß! Die Magd lief, der Knecht lief, und doch müssen beide mit sehr schlechtem Gewissen gelaufen sein. — Damit waren nun wenigstens die verwünschten Schriften aus den Augen, wenn auch noch nicht ganz aus dem Sinn, und es blieben nur noch einige Kleinigkeiten zu erledigen. Klein sind diese Kleinigkeiten allerdings nur dem äußern Volumen, nicht etwa der Wichtigkeit nach. Da wäre z.B. das kostbare, von Geßner der Physikalischen Gesellschaft geschenkte, aber längst von Waser gestohlene Teleskop, dem er auch jetzt schlechterdings nicht den Abschied zu geben vermochte; zweitens ein Stückchen Papier mit der Handschrift eines deutschen Gelehrten, den wir kennengelernt haben, und von dessen schwarz auf weiß fixierten Worten sich der Empfänger ebenfalls nicht trennen konnte, obgleich er sie schon lange auswendig wußte. Das Teleskop wanderte also in die Hosentasche und der Zettel von Schlözer in den rechten Strumpf. Nun mochte kommen was da wollte: es war alles vorbereitet.

Für den Betrachter dieser Vorgänge wirkt es geradezu erlösend, wenn bei den anscheinend so ohne jede innere Bewegung in die Tat umgesetzten Gedanken nun doch die menschlichen Empfindungen nicht völlig bezwungen werden konnten. Die Angehörigen fanden den Hausvater in sichtbarer Aufregung. Seine Maßregeln waren doch nicht von einer ungebrochenen Vernunft geleitet, die vorauseilenden Schatten der hereinbrechenden Katastrophe umwölkten seinen Blick, und der

von seinem Racheteufel zur Furchtlosigkeit Aufgepeitschte fing dennoch endlich zu zittern an.

Diese innere Erschütterung dauerte indessen nur so lange, bis das Gefühl realisiert war, daß der Stein, an dem nun zehn Jahre gewälzt worden, jetzt wirklich ins Rollen geraten sei; und der psychologische Augenblick für das deutliche Empfinden dieses Scheitelpunktes mag für den Gefangenen der gewesen sein, wo der Schlüssel zum erstenmal sich hinter ihm gedreht hat.

Das Logis war nicht schlecht: das Fenster mit Blick auf See und Rathausbrücke unvergittert, ein breitgerahmtes Bild an der Wand, kurz alles, man möchte sagen, standesgemäß eingerichtet. Noch am gleichen Tag öffnete sich die Tür, über deren Schwelle der Gefangene in seinem ganzen Leben nie mehr schreiten wird, um zwei Männer, Hirzel und Weiß, einzulassen. In diesem ersten Verhör behauptete Waser keck, die Anmerkung im Kriegsfondsartikel habe seinen ganzen Unwillen erregt, auch sei er nicht der Verfasser der ominösen Abhandlung „Schweizerblut und Franzgeld“. Woher er die Zahlen für die Bevölkerungsstatistik von Stadt und Landschaft Zürich genommen habe, wisse er nicht mehr zu sagen. Mit diesem Bescheid begnügten sich die beiden Richter vorderhand, denn es galt zuerst noch das Resultat eines zu gleicher Zeit stattgefundenen Vorganges abzuwarten, der vielleicht mehr Licht in die Sache bringen würde.

Wir kennen den Stadtarchivar Landolt. Unter seiner Führung wurde nun eine Hausvisitation vorgenommen, deren Verlauf von Stunde zu Stunde ergiebiger sich gestaltete. Im Schlafzimmer, das im Winter auch als Studierstube diente, wurden wenigstens einige „verdächtig scheinende Manuskripte zu Handen genommen“. Das Wohnzimmer lieferte keine Überraschungen, desto größere „die daran stözende Nebenkammer, allwo drei Kästen nebst einem Bett standen“. Leider hatte die gerade abwesende Judith Mäudli just den Schlüssel zum dritten Schrank mit auf ihren Ausgang genommen, so daß zuerst ihre Rückkehr mit vieler Geduld abgewartet werden mußte. Die Judith kam endlich; das Sträuben half ihr nichts; der Kasten wurde geöffnet und enthielt, was in ihm vermutet worden — oder noch mehr — nämlich „unter allerhand Gerümpel ein Paar pergamentener Original-Documemente“. Als bei genauerem Nachforschen ein zweites Bünd

zum Vorschein kam, fing die Visitation im ganzen Zimmer auf den höchsten Grad der Gründlichkeit zu steigen an. Sogar die Schlafstätte, ein Zwischenmöbel von Bett und Strohsack, wurde untersucht und ein Etwas darin aufgestöbert, das sehr wichtig war — wie wir hören werden. „Nach dieser glücklichen Entdeckung“ — glücklich vor allem für den erleichtert aufatmenden Landolt — „verfügte man sich in das Nebenbäulein, wo der Herr Pfarrer den meisten Teil seiner Bibliothek hatte“, raffte hier wohl einige in die Augen stechende Papiere zusammen, stieß aber auf so viel der Aufklärung bedürfendes Material, daß man sich entschließen mußte, das Zimmer kurzerhand bis zu einer eingehenden Durchsuchung zu versiegeln.

Die folgenden Visitationen ergänzten zwar die Liste der vermißten Urkunden und Bücher, besonders durch das rasche Nachgeben des geängstigten Knechtleins, Caspar Mäudli, das nach den ersten paar obrigkeitlichen Worten die visitierende Kommission zu einer Holzbeige führte, wo 13 Schriften versteckt lagen. Trotzdem aber wollte sich eine Reihe von Werken nicht mehr finden lassen — so wenig wie irgendwelche dringend vermutete ausländische Korrespondenz Wasers. Das zweite Verhör mit dem Gefangenen selber erhelltte denn auch bald den Zusammenhang und zwang es als Tatsache hinzunehmen, daß Vieles, wenn auch nicht die Haupttache, verbrannt worden war. Desto sorgfältiger wurde das wiedergewonnene Gut zusammengestellt, um es an den einzelnen Standorten, oder teilweise sogar an bessern, wieder einzureihen. Die Liste<sup>53)</sup> weist sechs verschiedene bestohlene Archive auf und über hundert Nummern entwendeter Manuskripte, wobei einige Nummern eine ganze Serie von Stücken zusammenfassen. Die weitaus wichtigste Kolonne ist natürlich diejenige der österreichisch-zürcherischen Verträge, Pfand-, Lehen- und Kaufbriefe, worunter das schwer vermißte Ryburgerdokument von 1452. Eben diese Originale wurden als „die glückliche Entdeckung“ unter dem Kopfkissen der Judith Mäudlischen Lagerstätte bezeichnet. Wie klug hatte sich das seinem Brotherrn ergebene Weib herausschwindeln wollen, und wie schief waren alle diese schlecht erdachten Ausflüchte herausgekommen. Nun wurde sie wenigstens die Leidensgefährtin ihres Herrn Pfarrers.

---

<sup>53)</sup> St.-A. A 20 zweite Mappe Nr. 12.

Ein merkwürdiger Zufall ließ ihn selber Zeuge ihres Schicksals werden und damit die eigene Gefahr blichartig erkennen. Als Wäser nämlich in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft einmal gelangweilt am Fenster stand, sah er, wie seine treue Dienstmagd eben unter Bewachung in den Oetenbach abgeführt wurde.

So blieb denn plötzlich die unvorbereitete Frau allein mit ihren drei Kindern, von Tag zu Tag furchtbarer geängstigt durch all die noch unklaren, aber nichts Gutes verheizenden Berichte über ihren Gatten. Sein erster Brief aus der Haft an die Familie hatte zwar sehr heiter und dennoch nicht ganz beruhigend geklungen — schrieb Wäser doch, daß er ein gutes Gewissen besitze, und die Regierung, die jedermann Gerechtigkeit widerfahren lasse, ihm diese nicht versagen werde. Auch lebe er „wie ein Fürst und habe zwei Schildwachen vor der Tür!“ — Und trotzdem schien diese „fürstliche“ Lebensweise schon nach drei Tagen ihren Reiz verloren zu haben, denn in der Nacht vom 19. auf den 20. März beobachteten wir den Gefangenen bei einem sonderbaren Unternehmen. Von einer Holzleiste wird ein Stücklein abgebrochen, zu einem Bolzen geschnitten und ins Schlüsselloch hineingepaßt, so daß die Wache draußen, die unterdessen von drinnen mit allerhand beruhigenden Zurufen unterhalten worden ist, meint, das Licht sei endlich — es ist schon 2 Uhr nachts — ausgelöscht. Sie meint es aber nur, denn Wäser arbeitet bei brennender Lampe weiter, indem er ein Porträt aus seinem Rahmen befreit, irgendwo einen Holzdeckel absprengt, dann beide Teile miteinander verknüpft, um sich schließlich das eigenartige Holzgerüst über den Kopf zu stülpen und an der Brust zu befestigen — denn unten ist ja Wässer, und der, welcher hinein möchte, kann leider nicht schwimmen. Dann wird das Fenster geöffnet, ein Seil aus Bett- und Leintüchern geknotet und am Fuß eines allem Anschein nach sehr massiven Tisches festgebunden. Die ganze Stadt schläft. Vor einigen Minuten hat es 3 Uhr geschlagen. Wäser steht am Fenster, greift noch einmal nach seinem rechten Strumpf, wo, wie wir wissen, ein Bettel, und nach seiner Hosentasche, wo das Teleskop verborgen ruht, steigt auf die Brüstung, hält sich am Tuchseil fest und läßt sich daran hinunter — nicht allzu weit, denn einer der Knoten reift, und der Flüchtling stürzt in die Tiefe. — Platsch! hören

die halbverträumten Wachen oben und kurz darauf eine nach Hilfe schreiende Stimme, die ganz derjenigen Wasers gleicht. Also rasch den im Haus wohnenden Großweibel geweckt und Lärm gemacht, damit man seine Pflicht getan hat, wenn die gestrenge Obrigkeit morgen zu inquirieren anfängt.

Was das heimtückische Seil nicht hielt, das hielt wenigstens das Bisschen Holz. Wohl mehr als eine Viertelstunde dürfte es gedauert haben, bis der Schiffsmeister, namens Waser, geweckt vom Wächter Bünzli, angekleidet und bereit war, mit einem Kahn vom Ufer abzustoßen, um den schlitternden, mit Brettern umgürteten, um Hilfe rufenden, entsprungenen Pfarrer aufzufischen. Der Anblick des ebenso aus dem Wasser gezogenen Schneiders von Ullm kann nicht tragikomischer gewesen sein als das Bild, welches sich hier dem erstaunten Schiffsmeister bot. Ein Glück für Waser, daß sich die Szene im Dunkel der Nacht abspielte. Raum hatte er indessen die Angst vor dem Tod überwunden, als diejenige vor dem Leben bereits wieder erwachte. Mit Bitten und Flehen wurde der Fährmann vom Geretteten bestürmt, ihn doch zur Limmatburg zu bringen, von wo er schon allein weiterkommen wolle. Tausend Gulden bot der verzweifelte Mann dem Schiffsmeister an, damit er um alles in der Welt in der entgegengesetzten Richtung fahre. Allein, die tausend Gulden wirkten nichts, und schon legte das Boot bei der „Mehg“ am rechten Limmatufer an. Der triefende Waser stieg aus und bat ebenso eindringlich wie vorher um Leben und Flucht, zu Chorherrn Dr. Schinz gebracht zu werden. Schinz wurde auch geweckt, wollte aber ohne obrigkeitliche Erlaubnis mit der ganzen Angelegenheit nichts zu schaffen haben, so daß die Gruppe wieder umkehren mußte, worauf sich ein anderer Medicus des Unglücks erbarmte und endlich der vom Schiffsmeister Waser aus dem Wasser gezogene andere Waser dem Operator Wieser überwiesen werden konnte.

Der letzte Aufenthalt des unglücklichen Mannes in einem Privathaus ist eine der großartigsten Szenen im Schlussakt unseres Dramas. So schnell, als dem verständigen Wieser möglich war, richtete er für den nächtlichen Gast ein heißes Bad, welches ihm bedeutend besser bekam als das kurz vorher gegangene kalte. Raum lag er nach seinen Strapazen endlich glücklich im Bett, so erschienen nacheinander Chorherr Dr.

Schinz, Stadthauptmann Keller und noch einer, der zwar in der Eile auch aufgeboten worden war, aber vielleicht sogar freiwillig gekommen wäre, weil es etwas sehr, sehr Interessantes zu beobachten gab, nämlich Herr Diakon Lavater von der Stadtkirche zum St. Peter. Auch der Großweibel vom Rathaus kehrte ein und verlangte das Messer, mit welchem der Bolzen geschnitten worden, denn wahrscheinlich hätte eben dieses Instrument schon früher konfisziert werden sollen! Das Messer wird gesucht, die nassen Kleider werden abgetastet, ein Vorgang, der sich im Badraum abspielt, aber vom Schlafzimmer aus im Geist verfolgt wird, bis die Angst dem Daliegenden die Zunge löst und sich folgendes kurze Gespräch zwischen Waser und Wieser entwickelt. Waser: „precor et obtestor te, ut afferas ex soleis tibialium meorum peccatum meum, per Deum te oro“. Wieser: „doleo, quod id fieri non potest“. Waser: „finge quasi vestimenta mea aqua perfusa in alio cubiculo exsiccanda esse, et tupe litteras, quas invenias“. <sup>54)</sup>

Wer hätte für möglich gehalten, daß bei einer solchen Sorgfalt für das unscheinbare Fejchen Papier die Verwicklung der Umstände dahin führen könnte, das armselige Schriftstück von seinem Besitzer zu trennen und in einen Haufen Kleider hineinzuspielen, aus dem es der suchende Operator Wieser nun herausfand, um es vorläufig einzustecken. Wir wollen mit dem neugierigen Finder selber die ersten paar Worte auf dem ominösen Zettel überfliegen. Da steht von fremder Hand geschrieben: „Kein Censor, kein Inquisitor, kein Satan soll je erfahren, weder, was Sie mir schon geschickt haben, noch was Sie künftig schicken werden.“ Für den damaligen Leser ein höchst unverständliches, aber offenbar nicht ganz unwichtiges Dokument. — Da indessen der Hausherr damit ausblieb, versuchte Waser das gleiche Experiment mit dem im Hause logierenden Studiosus Wirk, der sich wenigstens erweichen ließ, den unterdessen heimgekehrten Helfer Lavater wieder herbeizuholen, was aber nicht gelang. Den letzten

<sup>54)</sup> Frei, aber sinngemäß übersetzt: Waser: „Ich bitte und beschwöre dich um gotteswillen aus meinen Beinkleidern mein Sündendokument wegzuschaffen.“ Wieser: „Leider kann das nicht geschehen.“ Waser: „So tue doch wenigstens, als ob du meine wassertriefenden Kleider in einem andern Raum austrocknen wolltest und vertilge die Schriftstücke, welche du findest.“

Anschlag unternahm Waser auf die Frau Operatorin, bis er auch ihr gegenüber die Nützlosigkeit seines Drängens einsehen und den Schlözerschen Brief als ausgeliefert betrachten mußte.

Diese Bettelgeschichte, bis jetzt so einfach als möglich, erfuhr aber in nächster Zukunft noch eine merkwürdige Komplikation, über die wir gerade hier schon die entscheidende Aufklärung zu geben beabsichtigen. Wer Gelegenheit hat, die Akten des Prozesses einzusehen, stößt in verschiedenen Protokollen unerwartet auf die Behauptung Wasers, er habe zwei Bettel bei seiner Flucht auf sich getragen, einen im Hosenack, den andern im rechten Strumpf. Da niemand bis jetzt von zwei solchen Papieren etwas gesehen hatte, wurde weiter inquiriert, was denn auf jedem der Stücke gestanden habe. Das eine kennen wir bereits; aber es trat nun vor dem andern, angeblich viel wichtiger, in den Hintergrund, denn auf diesem eigentlichen Bettel, den er (Waser) im Strumpf verborgen, während er den Schlözerschen nur in die Hose gesteckt habe, seien Anmerkungen vom seligen Herrn Bürgermeister Heidegger selber verzeichnet gewesen „betreffend die Uebergabe von Weinen an Herrn Obmann Schwerzenbach, darin er die Weine wohlfeiler als sein Vorfahr, Herr Bürgermeister Landolt, habe übernehmen müssen“. — Die Aussage mit all ihren nachfolgenden Fragen und Antworten verwirrt jeden eine geraume Zeit, bis er sich gezwungen sieht, das Rätsel mit einer für Waser sehr bedenklichen Annahme zu lösen. Warum denn diese Angst vor der Entdeckung des Heideggerschen, gewiß harmlosen Schriftstückes? Wieso könnte es verloren gegangen sein, da es doch im Strumpf so sicher verwahrt gewesen sein soll? Weshalb tauchen überhaupt mit einemmal zwei Dokumente in diesem Zusammenhang auf? Zwei Dutzend Fragen wurden über diese dunkle Geschichte an Waser gestellt, und zwei Dutzend Antworten von ihm erteilt, je länger desto unwahrscheinlichere, unter Zuhilfenahme fast amüsant wirkender Kniffe — so, wenn sich der in die Enge Getriebene mit der Unterscheidung von „Bettel“ und „Beddeli“ zu retten suchte — bis man wieder so weit war wie am Anfang, wo man nur von einem einzigen gewußt hatte. Die ganze Geschichte mit dem zweiten Bettel stellte sich endgültig als eine nachträgliche Erfindung heraus, teils um die Untersuchungskommission zu ärgern, teils um den

verstorbenen Bürgermeister Heidegger in ein zweifelhaftes Licht zu bringen. — Die Einsicht in diese Bereitschaft zur Lüge auf Seiten des ehemaligen Pfarrers fiel manchem schwer und erhellt die Schwierigkeiten, mit denen im weitern Verlauf des Prozesses offenbar noch zu rechnen war<sup>55).</sup>

Am 20. März wurde im Rat ausführlich besprochen, was mit dem unglücklichen Waser zu geschehen habe. Seine Situation hatte sich bedeutend verschlimmert. Man brachte ihn zwar vorderhand wieder aufs Rathaus, aber nicht in sein voriges Zimmer, sondern in „das neue Gemächlin auf der Winden“, an einen Ort, wo zwar eine ebenso schöne Aussicht auf den See, aber eine viel geringere auf Flucht bestand. Auch soll der Inhaftierte genau durchsucht und an eine starke Kette angeschlossen werden, ein Abwart soll dauernd mit dem Gefangenen das Gemach hüten, kein Licht darf brennen, keine Tinte, kein Papier, kein Messer und keine Gabel sollen gefunden werden, dafür zwei Wachen vor der Tür. Was dagegen den Briefwechsel mit Schröder in Göttingen angehe, so sei am besten, an die Kurfürstliche Regierung in Hannover zu schreiben, um durch sie einen Druck auf den rebellischen Professor auszuüben, damit er alles aus Zürich erhaltene Material herausgabe.

Die Stimmung des Rates gegenüber dem abtrünnigen Glied des eigenen Standes gewahrt man aus den durchaus nicht als Nebensache behandelten Beschlüssen, daß dem Großweibel das obrigkeitliche Mißfallen auszusprechen, der Schiffsmüller aber und die Wachen zu belohnen seien, der erstere sogar „mit drei gedoppelten Dukaten.“

Unterdessen wurde die Wohnung am Hirschengraben mit aller Gründlichkeit durchstöbert und eine Liste der an Waser ausgeliehenen, aber nicht zurückgebrachten Werke aufgestellt. Das Antistitium hatte vier Tomi vermisst, das Stiftsarchiv in der Propstei u. a. Hottingersche Handschriften, die Sakristei zum Großmünster eine Reihe der wertvollsten Dokumente, die Literarische Gesellschaft Karten und Zeichnungen, die

<sup>55)</sup> Aus dieser sog. „Beddelgeschichte“ ist bis dahin noch niemand klug geworden. Selbst Leute, die den zweiten Prozeß in den Akten studiert haben, sind der Finte Wasers nicht auf die Spur gekommen. Einen Zettel hat er wirklich bei sich getragen, den andern täuscht er vor, um von jenem abzulenken.

Rechnungskanzlei verschiedene Belegstücke, die Bürgerbibliothek Bullingers Chronik und vier Tomi Manuskripte, die Physikalische Gesellschaft — wenn ich richtig gezählt habe — 19 große Werke, und endlich waren 23 Originaldokumente in der Registratur abhanden gekommen. Der weitaus größte Teil kam nun bei der Hausvisitation nach und nach zum Vorschein. Am meisten geschädigt blieb die „Physikalische“, der mehrere illustrierte, kostbare Bände zerstört worden waren, so der zweite Band Plukenetii opera botanica, die Kupferstiche zum Amaltheo botanico und aus Saveriens Historie des philosophes modernes<sup>56)</sup>, dazu das bereits erwähnte Teleskop Geßners. Auch die Bürgerbibliothek konnte sich beklagen, fand doch ihr Vorsteher, Herr Professor Ulsteri, zwei Kupferstiche aus Meiboms „scriptores Germaniae“ in fünf Stücke zerschnitten im Waserschen Studierzimmer<sup>57)</sup>). Die verschiedenen Bibliothekare unterließen es begreiflicherweise nirgends, ihre Unschuld zu beteuern, denn bis anhin seien gutbeleumdeten Personen noch immer, natürlich unter Aufzeichnung des ausgeliehenen Materials, Bücher ohne Quittung verabreicht worden. Eine derartige Erfahrung war wohl sämtlichen Herren noch nie vorgekommen; wenigstens findet sich unter allen bis dahin verhängten Strafen im ganzen Jahrhundert keine wegen Bibliothekberaubung oder Alehnlichem.

Zwei Tage nach dem verunglückten Fluchtversuch nahmen Ratsherr Blaarer und Zunftmeister von Muralt ein neues Verhör im „neuen Gemächl“ auf dem Rathaus ab. Das erste Interesse galt den Gründen für die beabsichtigte Flucht Wasers. Er motivierte sie mit seiner Liebe zur Familie und seinem

---

<sup>56)</sup> Leonhard Plukenet, 1642—1706, englischer Botaniker, verfaßte als letztes von mehreren großen Werken das „Amaltheum botanicum“ (1705).

Alexander Saverien, 1720—1805, ein Universalgelehrter, verfaßte zahlreiche Werke, z. B. über jede Art von Meßkunst, aber auch solche philosophischer und allgemein wissenschaftlicher Natur, so: „Les progrès de l'esprit humain dans les sciences exactes, naturelles, intellectuelles et dans les arts qui en dépendent.“ (Paris 1766—1778.) Die „Histoires des Philosophes modernes“ kam in vier Bänden 1766—1793 in Paris heraus.

<sup>57)</sup> Heinrich Meibom, 1638—1700, deutscher Anatom und Geschichtsschreiber, Professor in Helmstädt, Verfasser mehrerer geschichtlicher und medizinischer Werke, u. a. „Rerum germanicorum scriptores.“ — Ueber Plukenet, Saverien, Meibom und den unten erwähnten Roessel von Rosenhof gibt nur eine spanische, 70bändige Enzyklopädie (Encyclopedia universal ilustrada, herausgekommen in Madrid) befriedigend Auskunft.

schlechten Gewissen. Eindringlich erkundigten sich die beiden Herren darauf nach den an Schloßer gesandten Schriften. Wie viele und was für welche es seien. Und siehe da: Waser gestand, noch einige Aufsätze an Schloßer ausgehändigt zu haben, darunter eine Geschichte seines eigenen Lebens. — Und noch ein Drittes greifen wir aus dem Zusammenhang heraus. Auf die Frage nämlich, warum er eigentlich die Urkunden über Oesterreich und Zürich so hartnäckig zurückbehalten, gab der Gefangene zur Antwort, er hätte sie „im äußersten Notfall an andern Orten zu gebrauchen“ beabsichtigt. Das ließ sich in der Tat sehr gut vereinigen mit der Aufschrift einer am Hirschengraben entdeckten kurzen Schweizergeschichte, die „den Herren von Oesterreich und Kyburg“ dediziert war.

Genau eine Woche später, nachdem auch Judith und Caspar Mäudli über den näheren Hergang vom 16. und 17. März ausgeforscht worden waren, ohne daß irgendwelche Überraschungen dabei herausgekommen wären, traten Blaarer und von Muralt wiederum bei Waser ein. Voraussichtlich wird es nicht das letzte Verhör sein, denn die beiden Männer bewegten sich an der Peripherie dessen, was sie gerne wissen möchten. Sie begnügten sich mit dem Geständnis, daß jene „Lebensgeschichte“ eine Schilderung des über den Verfasser gekommenen Unglücks enthalte und schon lange hätte veröffentlicht werden sollen.

Das nächste Verhör fand nicht mehr im Rathaus statt. Wer hätte damals, am Tag der Geburt des kleinen Johann Heinrich, vermutet, daß am gleichen Tag, nur 38 Jahre später, der Rat beschließen würde, den indessen zum Familienwater gewordenen Knaben in den Wellenberg zu bringen! O quae mutatio rerum! Am 1. April also verfügte der Rat diese ernste Haft über den seinen Geburtstag feiernden — oder vielleicht auch nicht feiernden — Waser. Des langen und breiten wurden die Sicherheitsmaßnahmen bei der Uebersiedlung besprochen. Und es wurde ihnen reichlich genügt. Montag, den 3. April, morgens 4 Uhr, erschien der Stadthauptmann Keller im „neuen Gemächlín“, ließ den Gefangenen von seiner Kette lösen, aber nur um seine beiden Hände mit einem desto schwereren Schloß zu verwahren. Unten wurde der Gefesselte von einem ganzen Trupp Gewaffneter empfangen, in eine Sänfte geladen und in der Richtung Wellenberg fortgeschleppt: vier

Wachen vorn, vier Wachen hinten, links zwei, rechts zwei und dazu noch der Stadthauptmann. So traurig das Bild an sich war, so entbehrte es doch nicht einer gewissen Komik, nur daß sie diemal nicht an der Gestalt Wasers, sondern am Vorgehen der Regierung haftete. Die Fälle dürften sich in der Geschichte wiederholt haben, in denen ein anfängliches Versäumnis nachher mit einer ans Lächerliche grenzenden Wachsamkeit auszugleichen bestrebt wurde, wodurch denn der erste Fehler nur um so deutlicher unterstrichen zu werden pflegt.

Auch im Wellenberg erhielt der Inhaftierte wieder seine Fessel samt zwei beständigen Aufsehern, während „die zu Nacht bei dem Grendel stehenden Schildwachen allen Ernstes intimiert wurden, daß sie genau Acht geben, ob und was allenfalls in dieser Gegend vorfallen möchte“. Nun, es wird nichts mehr vorfallen — wenigstens außerhalb des Wellenberges nicht — innerhalb schon! Noch am gleichen Morgen knarrte das Schloß, diesmal vor einem vierstündigen Verhör. Zuerst mußte natürlich der Schaden all der verschiedenen Bibliotheken festgestellt werden. Was er also verbrannt habe, welche Bilder er aus den Werken herausgeschnitten, was mit dem Teleskop geschehen sei. Dann die kurze, sogleich mit „Ja“ beantwortete und nie mehr berührte Frage, „ob er bei seiner Gefangenschaft auf dem Rathaus nicht zu seinem Abwart gesagt habe, er solle den See ansehen, den wolle man den Schweizern absprechen“?! — Und nun käme die vorderhand so rätselhafte Geschichte mit den beiden Betteln, von denen der Leser schon erfahren hat, daß der eine von Waser in die Verhandlung hineinfingiert wurde. — Auch die Kriegsfondsnote ist ein wichtiges Kapitelchen, denn man weiß ja noch immer nicht, wer eigentlich die bissige Anmerkung vom „verderblichen monopolischen Handel“ zu verantworten hat. Man darf Waser, nach dem, was aus seinem Briefwechsel mit Schlözer zu schließen ist, glauben, wenn er den betreffenden Abschnitt, so wie er erschien, verfaßt zu haben bestritt. Der Einsender hatte angedeutet, was er selber wörtlich auszusprechen vermied, während Schlözer so intelligent gewesen war, die versteckte Absicht herauszuspüren und so dreist, sie auszuposaunen. — Von der „Lebensgeschichte“ war diesmal nicht die Rede. Doch ist dieses Kapitel deshalb noch nicht erledigt — im Gegenteil!

Es ist der stichhaltigste Beweis für die Weitherzigkeit der Regierung und widerlegt alle gegen sie erhobenen Vorwürfe eines blinden Hasses auf Waser, wenn gerade in den ersten Tagen nach seiner mißlungenen Flucht, zu einer Zeit also, wo man füglich über keinen noch so hohen Grad der Entrüstung sich wundern dürfte, die Anfrage der Censurkommision, ob das zur Publikation bereitliegende „Historisch-diplomatische Jahrzeitbuch“ Wasers im Druck erscheinen dürfe, mit „Ja“ beantwortet wurde, vorausgesetzt freilich, daß keine staatsfeindlichen Stellen darin enthalten seien. Schon am 22. März zeigte der Rat diese innere Überlegenheit und ermöglichte damit die Veröffentlichung von Wasers umfangreichstem Werk, seiner eigentlichen Lebensarbeit. Eintausend Exemplare dieses „Historisch-diplomatischen“, in Wahrheit aber astronomischen „Jahrzeitbuches“ sind in die Welt hinausgegangen, in der Tat eines der merkwürdigsten Bücher, die es je gegeben hat. Ob sich wohl jemals einer durch die 152 Folioseiten hindurchgelesen und -gerechnet hat, durch die abstrusen Spekulationen eines Zahlenbesessenen, durch die Mond- und Sonnenveränderungstabellen, ist jedenfalls fraglich. Mit einem ungeheuerlichen Apparat von Gelehrsamkeit wird da auf den ersten Seiten herauskalkuliert, wieviel Tage, Stunden und Minuten vom Augenblick der Schöpfung bis zum 28. Juli 1777 verstrichen seien! Verrückt! denkt der moderne Leser, aber der Autor setzte sich dabei ja nur mit andern Gelehrten seiner Zeit auseinander, die dasselbe getan hatten und zu andern Resultaten gekommen waren. Das alles gehörte zum Begriff der Geschichte, in der man Gottes Weisheit wie in einer Logarithmentafel die mathematischen Verhältnisse ablesen zu können glaubte, und deshalb durfte auch ein so phantastisches „Gelehrtenprodukt“ „historisch-diplomatisch“ genannt werden. Die erwähnten 152 Folioseiten bilden jedoch nur einen ersten Teil, der mit einer Statistik über sämtliche wahrscheinlich und wirklich erschienenen Kometen inklusive Dauer ihrer Sichtbarkeit gekrönt wird. Dann folgen 29 große Tabellen astronomischer Darstellungen und noch einmal eine endlose Reihe von Tafeln, Vergleichungen, Kalenderschemata, bis das Buch endet in einem 186 Spalten umfassenden „alphabetischen Verzeichnis aller vorkommenden chronologischen Benennungen, Fest- und Heiligtage, die zur Bestimmung der Zeit gebraucht worden sind“. Der Verlag hatte es

sich sogar nicht verdrießen lassen, das zu zwei Dritteln unvollendete Register noch selber zu ergänzen. Welch grausames Schicksal, daß all die unendliche Mühe umsonst ertragen worden war und ein Lebenswerk ungefähr in dem Augenblick sich selbst überlebt hatte, wo es geboren werden sollte! Trotz allem, was wir noch vernehmen werden, nötigt sie uns zur Teilnahme, die Gestalt des dreifach gefangenen Waser: gefangen in seinen vier Wänden im Wellenberg, gefangen in sich selber, gefangen in einer Zeit, die so bald zwar nicht besser, aber anders werden sollte.

Wir haben das Verhalten des zürcherischen Rates in der Veröffentlichungsfrage dieses letzten und größten der Waser-schen Werke als besonders weitherzig hervorgehoben. Wir möchten nun auch zu Ehren des Autors noch ein Wort sagen und tun es wohl am besten durch die Wiedergabe der lesenswerten Einleitung zum historisch-diplomatischen Jahrzeitbuch. Es ist ein längerer Passus, den wir hier zitieren zu dürfen glauben, vielleicht der wertvollste aus Wasers Feder.

„Der größte Teil der Erdbewohner lassen es bei allem, was sie tun und vornehmen, fast immer bei einem Beinahe bewenden. Und nur selten findet man Wenige, die das, was sie in der Welt vorstellen, ganz sind. Die Ursache hiervon ist bald erraten, denn man hat am wenigsten Mühe und Gefahr, wenn man mit einem Beinahe zufrieden ist. Beinahe ein Christ kann einer werden, wenn er in seinem Leben nur einmal eine gute Predigt hört, beinahe ein Gelehrter, wenn er nur dann und wann für die lange Weile in Büchern herumblättert, beinahe ein ehrlicher Mann, wer sich nur auch ein wenig in Acht nimmt, nicht gar ein Schurke zu sein, beinahe ein Menschenfreund, wer nicht ein offensichtlicher Bösewicht und Räuber ist... Aber was man sein sollte, ganz zu sein, das fällt unendlich schwerer, da fehlt es dem Felix und seinen Gesellen“ (also geht es auch diesmal nicht ohne Hieb auf die Stadt des St. Felix ab) „meist ebenso sehr an gelegener Zeit als an Kopf und Herz. Nur selten findet man hie und da noch einen ehrlichen und entschlossenen Mann, der Mut hat, durchzubrechen und die Hindernisse zu besiegen. Und von diesen wenigen wird noch der eine und andere ein Opfer der heinahe Staatsklugheit, beinahe Gerechtigkeit, beinahe Patriotismus. Beinahe — — beinahe — — denn auf Erden ist fast alles nur immer beinahe.“

Unser Wissen ist Stückwerk, nur Teile, einzelne abgerissene Stücke, und zwar diese auch nur noch beinahe und desto mehr beinahe, je mehr und je erlauchter man nachforscht.“

Wenn doch Waser selber all seinen Versuchungen nur „beinahe“ zum Opfer gefallen wäre! Aber leider unterlag er ihnen meistens ganz, und so könnte denn auch seine Gefangenschaft nicht vollständiger sein. Am 4. April hatte nämlich der Rat beschlossen, dem Eingekerkerten den Abwart wieder zu entziehen, sowie jede Nahrung mit Ausnahme der strengen Buchthauskost von Wasser und Brot. Etwa drei Wochen dauerte diese Behandlung, eine Zeit, die zu allerhand Gedanken Anlaß gab, von denen wir noch einige erfahren werden.

Am Tag nach dieser obrigkeitlichen Verordnung erschien in Zürich ein neues Heft des Schlözerischen Briefwechsels, enthaltend die Zunftreden Bürklis und Füzlis. So schnell rechtfertigte sich also die Verschärfung der Gefangenschaft. Das Heft wurde wie das vorhergehende in Zürich verboten.

Acht Tage später beunruhigte eine neue Entdeckung die ratsherrlichen Gemüter. Der Stadtläufer Michel erklärte unter amtlicher Einvernahme, daß Statthalter Bosshard, Ochsenwirt in Zug, den Herrn Pfarrer letztes Jahr übernachtet habe, als dieser eben im Begriff gewesen sei, nach Schwyz zu reisen, wo er sehr gut bekannt sein müsse. Eine äußerst peinliche Mitteilung, die jedenfalls dringend der Aufklärung bedurfte. Schon am folgenden Tag fand ein neues Verhör statt. Es umfaßt eine Serie von 73 Fragen, deren Antworten wenig Ueberraschendes enthalten. Doch wird unsere Spannung durch die beschränkte Glaubwürdigkeit der Aussagen nur erhöht. Waser machte zunächst selber auf die Gefährlichkeit seiner Schriften aufmerksam. Er habe auch dem früheren Wärter gesagt, daß wenn seine Abhandlungen unter das Volk kämen, sie Unruhen erwecken würden. — Die „Abhandlung über das Zürichseegegeschäft“ sei von mehreren Männern gelesen worden. Der Gefragte gab hierauf drei Namen an, wußte aber bei genauerem Nachforschen noch neun weitere Leute zu nennen. Indessen sei keine Abschrift nach Schwyz gelangt und er selber nie dort gewesen. „Aber doch in Zug?“ — „Nein, auch nicht in Zug!“ Er kenne niemanden in Schwyz. — Was für Schriften er an Schlözer gesandt habe. Zum erstenmal folgte nun eine vollständige Aufzählung — die aber vielleicht zu vollständig

war! — Auch die „Lebensgeschichte“ wurde erwähnt. Sie enthalte die näheren Umstände seines Unglücks, sei ganz gegen die Vaterstadt gerichtet und umfasse 18 Bogen im Manuskript, welches er stückweise dem einen und andern seiner Freunde vorgelesen habe. Es existiere bestimmt keine Abschrift davon. — Dann tauchte die absurde Geschichte mit den beiden Betteln bei der Flucht wieder auf, immer verworren und dunkler werdend, bis die Wahrheit, wie wir wissen, schließlich vor lauter Widersprüchen an den Tag kam. Es erstaunt nicht, wenn unter allen Klagepunkten der Regierung diejenigen am meisten in den Hintergrund gedrängt wurden, die sich auf die rein materiellen Verluste bezogen, obgleich sie für die geschädigten Gesellschaften schmerzlich genug sein mußten. Wasers Vergehen in diesen Punkten war jedoch nichts weniger als politisch, ausgenommen natürlich das Manöver mit den Kyburger Akten. Sonst blieb wohl die Sucht des Liebhabers, die ihn schon vor zehn Jahren zur Aneignung des Rösselschen Insektenwerkes<sup>58)</sup> verleitet hatte, die Hauptursache der immer zahlreicher werdenden Unterschlagungen, die von einer selten günstigen Gelegenheit unterstützt wurde. Auf Fragen nach Grund und Datum dieser Diebstähle gab der Verhörte auch meist dieselbe Auskunft. Hier war nicht der Ort, Komplikationen zu schaffen. Die wissenschaftlichen Werke waren zu beziehungslos. Ihr Raub gehört zwar in die Geschichte des Johann Heinrich Waser hinein, aber nicht zu jenen Vorgängen, die einer besondern Aufmerksamkeit oder Erläuterung bedürfen.

Das Verhör von 13. April beschäftigte sich mit den näheren Umständen der einzelnen Aktdiebstähle, über die hinwegzugehen wir uns also gestatten. Viel interessanter ist, daß während dieser Einvernahme der Scharfrichter in das Gemach trat, um für kurze Zeit den Verhandlungen beizuwöhnen und ihnen das nötige Gepräge zu geben. Gegen den Schluß der Untersuchung wurde auch das Ereignis im Grossmünster vor dreieinhalb Jahren nochmals gestreift, aber die einzige Antwort auf die fast nur der Vollständigkeit halber gestellte Frage blieb die Beteuerung der gänzlichen Unschuld.

---

<sup>58)</sup> Roesel von Rosenhof, 1705—1759, deutscher Maler und Zeichner, edierte die „Monatlich herausgekommenen Insectenbelustigungen“. (Encyclopedie universal illustrada.)

Mittwoch, den 19. April: neues Verhör. Eindringlicheres Forschen nach der „Lebensbeschreibung“, welche die Obrigkeit so unendlich gern besäße und dennoch so schwer wird erhalten können; denn Waser eröffnete den Richtern zu ihrem Leidwesen, daß er Schläger beschworen habe, das Heft keinem Menschen mehr, sogar ihm selber nicht, und würde er ihn noch so sehr darum bitten, auszuliefern. Viel Bedeutendes bieten sonst diese Gerichtsprotokolle nicht mehr, so lange wir auch bei einzelnen Punkten noch verweilen könnten. Im ganzen zeigte sich der Gefangene reuiger als früher und gestand, „die Zeit her in einer Verwirrung gelebt und gehandelt zu haben, wodurch er geradezu in ein Chaos der Ungerechtigkeit“ verfallen sei.

Fortan nahmen die Verhöre ab, und es wurde einsamer um Waser. Nur die Geistlichen des Grossmünsters kehrten auf Beschluß des Rats desto häufiger bei dem unglücklichen Amtsbruder ein, der bald hernach seines geistlichen Standes enthoben wurde. Lassen wir ihn also von den treuen Seelsorgern besucht werden, und wenden wir uns unterdessen einigen andern Vorgängen zu.

Ende März hatte ein Briefwechsel zwischen Zürich und Göttingen eingesetzt, der uns flüchtig mit einigen neuen Personen bekanntmacht. Nachdem die Buchhandlung Orell, Geßner, Füßli & Cie. in Zürich der von Vandenhoeks Witwe geführten berühmten Buchhandlung in Göttingen die ersten Aufschlüsse über Wasers Verhaftung mitgeteilt, dann um Rücksendung aller Waseriana, seien sie in Schläzers oder in Händen des Verlages selber, gebeten und auch Antwort erhalten hatte, wandte sich der Göttinger Professor selber an den Zürcherischen Verlag mit der hochheiligen Beteuerung der eigenen Unschuld und der Versicherung, „falls er Wasers Schicksal dadurch erleichtern könne, überhaupt nichts mehr von Zürich, sei es durch Herrn Waser oder durch einen andern zugekommen, ohne vorher eingeholten obrigkeitlichen Consens, weder selbst noch durch andere publicieren zu lassen.“ Ratsherr Hauptmann Hans Heinrich Heidegger, Mitglied der Orellischen Gesellschaft, bemühte sich darauf, in einem über zehn Druckseiten umfassenden Brief, Herrn Schläzer das Vergehen seines Schweizerkorrespondenten so eingehend als möglich darzustellen, ohne daß daraus etwas neues für uns zu erfahren wäre, höchstens die vielleicht

etwas kritisch zu lesende Bemerkung von einer allgemeinen Empörung über Wasers Kriegsfondsnote. Der Pöbel habe sogleich durch das ganze Land geschrien, Waser habe das Vaterland verraten wollen. Dies ist eine der spärlichen Andeutungen, die das Verhalten der Öffentlichkeit während des ganzen Handels betreffen. Eine zweite Stimme aus dem Volk lautete freilich anders. Aber die Art und Weise ihres Ausdrucks lässt nicht auf ein allgemeines Urteil schließen. Anfang Mai fand sich nämlich im Kirchensäckli der Predigerkirche ein Fezen Papier mit folgenden Worten: „O Waser, du Unglücklicher, falls du ein Opfer der Rache sein mußt, so geh' mit Freuden in deinen Tod. Du wirst in deiner Ruhestatt mehr bedauert werden als der, den man vor kurzem mit großem Gepränge dahintrug.“ Der Verfasser dieses Billets — oder sollte es eine Verfasserin sein! — tat gut daran, sich nur aus dem Verborgenen zu mucken, denn soviel in der Tat ist richtig an den später unisono erhobenen Vorwürfen gegen das Zürcher Regiment, daß es gerade jetzt sehr ängstlich war, und Dinge anfing zu vermuten, die nur in jener Zeit für möglich gehalten werden konnten. Es war eine Art Gespensterstunde, nicht allzu weit mehr von dem ernüchternden Morgen entfernt.

Am 7. Mai schrieb Schläzer direkt an Heidegger. Trotzdem wir mit diesem Briefwechsel in das Gebiet der bereits gedruckten Quellen gelangt sind<sup>59)</sup>, dürfen wir nicht auf einige auffälligreiche Stellen verzichten. Schläzer hatte richtig am vorhergehenden Tag einen Wink von der hannoveranischen Regierung erhalten, von nun an keine Zürich betreffenden Abhandlungen mehr zu veröffentlichen. Der deutsche Professor ließ deutlich genug durchblicken, man hätte ihm seine Verstöße auch auf weniger amtlichem Wege zur Kenntnis bringen können. Heidegger stieß in einem Schreiben beim Lesen auf einen sehr programmatisch wirkenden Satz. „Der Prozeß zwischen Oligarchie und Demokratie“, so formulierte der Absender, „ist mißlich, in loco kann er nicht,

<sup>59)</sup> Im 4. und 5. Band der „Helvetia“ (Denkwürdigkeiten für die XXII. Freistaaten der Eidgenossenschaft, Alarau 1829) finden sich einige Altenpublikationen zu Wasers Geschichte, vor allem der Briefwechsel zwischen Lavater und Schläzer und die Ratserkenntnisse. Was letztere anbetrifft, so sind sie im Vergleich mit den handschriftlichen Texten nur beinahe vollständig. Es fehlen einige ganz nebensächliche Stücke, die wahrscheinlich mit Absicht weggelassen worden sind.

wie an einem dritten Orte, bloß mit Feder und Tinte entschieden werden.“ Damit ist ausgesprochen, worum es sich letzten Endes im ganzen Waserprozeß handelt, nämlich um nichts weniger als um einen weltanschaulichen Gegensatz, der an der zitierten Briefstelle politisch formuliert ist, bei näherem Zusehen aber ungefähr alle Geistesgebiete umfaßt. Es ging nicht allein um Demokratie oder Aristokratie, sondern um zwei Zeitalter, und wenn man so will, um zwei Religionen. Nicht daß Waser Vorkämpfer eines neuen Geistes gewesen wäre, im Gegenteil: er ging seiner Zeit weder einen Schritt voraus, noch blieb er einen zurück; aber die Leute des kommenden Jahrhunderts bemächtigten sich seiner. Seine Geschichte eignete sich wie kaum eine andere zum Exempel der sich vollziehenden Auseinandersetzung zwischen dem Gestern und Heute, und wo diese Tendenz nicht bewußt mitspielte, wie etwa bei Schlözer und andern, von denen wir hören werden, da schlummerte sie doch in der Tiefe und wirkte wie ein verborgener Magnet auf die Wagschale der Beurteilung. — Schlözer schrieb noch manches in seinem Brief; uns kümmert aber nur noch eine Bemerkung. Es seien Lügen, grobe Lügen, daß er eine Lebensgeschichte Wasers besitze, die nach dessen Tod erscheinen solle. Nie habe er ein derartiges Manuskript erhalten; — offenbar ein kleines Mißverständnis, oder vielleicht ein großes? oder am Ende überhaupt kein Mißverständnis, sondern etwas anderes? Wir wissen es noch nicht, aber wir werden es erfahren.

Den Pfarrern beim Grossmünster war aufgetragen worden, den Gefangenen zu besuchen. Demnach würden sich fünf Geistliche in die Aufgabe geteilt haben: Antistes Johann Rudolf Ulrich, Archidiakon Johann Jakob Escher, erster Prädikant am Grossmünster, Johannes Tobler, zweiter Prädikant und Archidiakon, dann Leutpriester Rudolf Cramer und Jakob Christoph Nüscheler, Diacon zum Silberschild (Bezeichnung des zweiten Diacons). Der obrigkeitliche Auftrag galt vor allem den vier letzten Geistlichen, von denen aber nur Rudolf Cramer sich besonders mit Waser befaßt zu haben scheint. Die Berichte an den Rat stammen wenigstens aus seiner Feder, sowie eine später gedruckte längere „Gefängnis- und Todesgeschichte des unglücklichen Mannes, Heinrich Waser von Zürich, ehemals gewesenem Pfarrer beim Kreuz“. Cramer gab sich alle Mühe, den ins Unglück gekommenen Amtsbruder vom

Ernst seiner Lage zu erfüllen, denn die Möglichkeit eines gewaltsamen Todes stieg nun von Tag zu Tag. Man sprach von der „Vorbereitung auf einen seligen Tod“, bewilligte dem Inhaftierten, einen Abschiedsbrief an „seinen äußerst bekümmerten und alles Mitleidens würdigen Vater“ und gewährte ihm das Ordnen der häuslichen Angelegenheiten. Auch war vor einiger Zeit (29. April) wiederum normales Essen verordnet worden, ein beängstigendes Symptom — wie das Nachlassen des Fiebers bei einem Todfranken.

Die Mission des Geistlichen schien nicht ohne Erfolg. Cramer berichtet, vom aufrichtigen Willen Wasers, seine bösen Gedanken zu bemeistern. Und doch sei er nicht von der Idee abzubringen, eine schriftliche Erläuterung seiner Fehler der Obrigkeit einzureichen und wünsche dazu dringend Papier und Tinte. Einmal hatte der Inhaftierte mit dem Vorgeben, vieles gestehen zu wollen, ein Verhör gefordert, im entscheidenden Augenblick aber, als die Herren kamen, mit einer Ausflucht seine Aussage bestritten. Doch förderte ein folgendes, auch auf „bittliches Ansuchen hin gegönntes Verhör“ vom 8. Mai einiges zutage. Endlich lichtete sich nämlich der Schleier über der noch verhüllten „Lebensgeschichte“, nicht ganz zwar, aber wir vernehmen wenigstens den Titel der vielbesprochenen Schrift. Er lautete: „Zürich, wie es ist, nicht, wie es sein sollte“. Das Manuskript enthalte „ältere und neuere Begebenheiten aus der innersten Staatsökonomie... mit verschiedenen Etats, Acten, geheimen Archivalnachrichten, Urkunden, Briefen, was alles nach des Verfassers Tod herauszugeben sei“. Er (Waser) habe von seiner Absetzung geschrieben und von den Intrigen, die dabei vorgekommen, „vom Betragen seiner damaligen hohen Patronen, vom Schändlichen und Ungerechten bei der Entsetzung, samt den rechtsbeständigen Beweisen, die den gnädigen Herren vorenthalten worden seien“... ferner seien darin enthalten gewesen „Gedanken über die Laidungen, der bekannte Zettel von iro Gnaden Heidegger über das Obmannamt (vgl. S 160.), Anmerkungen über die Negociation zu Wien, die unglücklichen Klagen über hiesige Staatsfinanz“ usw. Es folgten mindestens noch ein Dutzend ebenso beängstigender Angaben. Er erkenne, fuhr der Geständige weiter, „wie unaussprechlich er sich verfehlt habe, welches Unglück daraus entstehen könne, er wollte mit seinem Blut und der allergrößten Pein es zurück-

nahmen<sup>60)</sup>.“ Welches Geständnis! „Zürich, wie es ist, nicht, wie es sein sollte“, 18 Bogen, vermutlich also 72 Seiten, wenn nicht das Doppelte, ein aus Archiven und geheimen Staatspapieren zusammengestoppeltes Machwerk, vor dem sogar dem Verfasser grauste, alles in den Händen dieses Schläzer und nicht wieder herauszukriegen! Diese beiden Faktoren waren es doch, die der vom Gewissen Gepeinigte in seiner Not immer wieder gestand: die Gefährlichkeit und Lügenhaftigkeit seiner Abhandlung und ihre absolute Unwiederbringlichkeit. Man wird also zum mindesten selber hingehen müssen, um das Dokument herauszubekommen oder es wenigstens an Ort und Stelle mit List oder Gewalt zu vernichten. Hauptmann Heidegger etwa könnte diesen Auftrag ausrichten! Er wurde deshalb ersucht, innert drei Tagen aus Bern, wo er sich gerade aufhielt, zurückzukehren, um die nötige obrigkeitliche Instruktion zu empfangen. Heidegger war da, das Beglaubigungsschreiben lag fertig auf der Kanzlei, die schriftliche Anweisung war ebenfalls redigiert, und dennoch kam es nicht zur geplanten Abreise. Am 16. Mai, gerade an dem Tag, an dem der Paß für Heidegger ausgestellt worden war, traf nämlich ein Brief aus Göttingen ein, worin „Herr Schläzer gänzlich in Abrede stellte, Wasers Lebensbeschreibung empfangen oder nur einmal von einer solchen jemals etwas gehört zu haben“. Ließ sich ein größerer Widerspruch denken! Die alleinige Absicht der nächsten Untersuchung galt seiner Lösung. Hatte der Gefangene nicht einmal gestanden, einigen Freunden Stücke aus seinem Aufsatz vorgelesen zu haben? Was gab es vorderhand Besseres zu tun, als diese Herren über die rätselhafte Existenz dieser Biographie auszufragen? Der erste, Herr Unterschreiber Escher, wußte zwar von allerhand Schriften

<sup>60)</sup> Wir wollen hier noch einmal aufmerksam machen auf die bereits am Anfang des dritten Kapitels erwähnte handschriftliche Geheimzeitung, eine Quelle, die ausnahmsweise gerade deshalb interessant ist, weil sie jeder Zuverlässigkeit entbehrt. An keinem andern Ort könnten wir bessern Einblick erhalten in das, was man sich in Zürich über alle neuesten Ereignisse in die Ohren flüsterte. Natürlich war auch das Gerücht von der Existenz einer „Lebensgeschichte“ Wasers durchgesickert, aber darüber „noch nichts Zuverlässiges zu melden, weil alles sehr geheim gehalten“ wurde. Am 26. Mai brachte denn auch das übrigens sehr flüchtig geschriebene Organ die falsch aufgeschnappte Nachricht, Waser habe „zwei Tractätschen nach Göttingen gesandt, das eine unter dem Titel „Zürich, wie es ist, nicht, wie es sein sollte“, das andere seine Lebensbeschreibung.“

Wasers, nur leider gar nichts von einer Lebensbeschreibung; der zweite, Herr Professor Meister, hatte auch nichts von einer vollendeten, aber wenigstens von einer beabsichtigten Abfassung einer solchen Schrift gehört; der dritte, Herr Pfarrer Schinz, sagte genau dasselbe aus, während der vierte, Herr Schultheß, wieder nichts von einer geäußerten Absicht wußte.

Die Geduld des Rates drohte zu platzten. Gleich am andern Morgen wurde Waser von neuem inquiriert: Wann er diese Lebensgeschichte abgeschickt, wie sie ausgesehen, ob Schloßer ihren Empfang bestätigt habe, ob eine Abschrift vorhanden sei, „ob es in specie wahrhaft und gewiß sei, daß er die Lebensbeschreibung abgesandt und er wisse, daß Herr Schloßer sie empfangen habe“. Anstandslos wurde alles beantwortet. „Ja, der Herr Professor habe ihm anfangs Januar versichert, daß nach getroffener Abrede verfahren werden solle.“ Auf die letzte Frage nach der Wahrheit der gemachten Aussagen erwiederte Waser, es sei gewiß alles wahr, „warum er doch in seinen unglücklichen Umständen leugnen sollte? Er wüßte ja, daß er vor Gott stehe und die Wahrheit schuldig sei. Das müsse und könne er mit größter Wahrheit behaupten.“

Von neuem glaubte, wer etwas von diesen Vorgängen erfuhr, an das heillose Dokument. Der Rat beschloß, alles „zu einer möglichen Anhandbringung“ Dienliche zu unternehmen. Und noch ein zweites wurde in derselben Sitzung statuiert, daß nämlich „die Beendigung dieses Geschäftes auf heute über acht Tage festgesetzt, das gewohnte Finalexamen mit dem Inhaftierten aufgenommen werden solle“. — Noch eine Woche also mußten sich alle an diesem Prozeß Beteiligten gedulden, für einige eine Zeit furchtbarsten Bangens, für viele eine Zeit des Abwägens und Nachforschens, für alle in Zürich eine Zeit der Spannung und Teilnahme.

Zu den Ersten gehörte von Wasers Familie hauptsächlich dessen Vater. Wir wissen es aus einem Brief an die Herren Bürgermeister und Räte, von dessen Kummer sich nur derjenige eine Vorstellung zu machen vermag, der sich in die Lage eines dermaßen unglücklichen Vaters hineindenken kann. Er bat für das Leben seines Sohnes — das hätte jeder getan —, aber nicht um dessen Strafe zu mildern, sondern um der Gelegenheit zu Buße willen. So furchtbar der Gedanke war,

seinen Sohn im ewigen Kerker zu wissen, so war doch die Aussicht, ihn im Troß sterben zu sehen, noch weit schlimmer.

Auch der Sohn schrieb an den Vater. Ein völlig reiner Ton klingt durch alle Zeilen und Seiten dieses Abschiedsbriefes. Es war der Geistliche wieder erwacht, der es vor Jahren in seinen tiefsten Predigten so gut verstanden hatte, aus der Gewißheit der Erlösung und Geborgenheit auch andere die innere Kraft dieses Besitzes spüren zu lassen, auch wenn er ihn selber mehr ersehnen als wirklich haben möchte. Manchmal tauchen liturgische Wendungen auf, ohne deshalb pathetisch zu sein. Sie gehören dem Stil der Zeit an und verfehlten ihre beruhigende Wirkung nicht. Wo der Rhythmus ansteigt, geschieht es infolge der aufquellenden Reue, so daß das ganze Bekenntnis wie eine letzte Versöhnung anmutet, nach der kein unlauterer Gedanke mehr den inneren Frieden stören darf. Sonst haben wir nichts besonderes über diesen Brief zu berichten, höchstens noch den darin ausgesprochenen Wunsch zu erwähnen, daß der kleine Salomon, Wasers Zweitältester, nicht Geistlicher werden soll, weil dieser Beruf, „man mag ihn, von welcher Seite man will, ansehen, sehr gefährlich ist“.

Auch von seiner Gattin nahm der unglückliche Waser in einem Briefe Abschied: „Teuerste, liebste, erbarmungswürdigste, in tiefstem Kummer und Herzeleid versunkene, ach! nicht mehr meine Frau! Mein Unglück hat mich Eures Besitzes unwürdig gemacht.“ Wieviel hatte der Gefangene seiner Gattin abzubitten, vom Aeuzerlichsten: der zehnjährigen Inanspruchnahme des Frauengutes, bis zu den tiefsten inneren Kümmernissen, die ihr durch ihren von Stufe zu Stufe ins Dunkel schreitenden Gemahl verursacht worden waren. Es ist schrecklich wahr, wenn er ausruft: „Ihr verliert mich armen Unglücklichen, und Ihr verliert nichts an mir, wollte Gott, Ihr hättet mich schon vor sieben Jahren verloren, so würde es viel besser um Eure Oeconomie stehen.“ Auch mit dem vielgeschmähten Vaterland schien sich Waser versöhnt zu haben: „Ach, möchte Gott die Stimme meines Blutes als ein Gebet für das Vaterland annehmen, ja, möchte dasselbe Besseres reden als Abels Blut! Oder, wenn mein Blut zu unrein ist, als ein Gebet aufzusteigen, so erhöre er die Stimme des Blutes Jesu Christi und gebe um des teuren Heilandes willen Zürich ewigen Frieden und Wohlergehen.“

Montag, den 22. Mai<sup>61)</sup> spielte sich im Wellenberg eine ergreifende Szene ab. Der Vater nahm von seinen beiden Knaben, dem vierzehnjährigen Heiri und dem elfjährigen Salomonli, Abschied. Nicht die einzelnen, teilweise erschütternden Augenblicke dieser Stunde sind für unsere Darstellung wichtig, sondern die fast unverständliche Bußfertigkeit des Gefangenen. Aber man spürt, daß diesem reuevollen Eingeständnis der Schuld die aufrichtige Absicht zugrunde liegt, die eigenen Kinder vor jedem Gedanken an Rache zu bewahren. Der Dämon, der den Vater in diesen Abgrund getrieben hat, soll kein weiteres Opfer mehr erhalten. Das Bewußtsein der Schuld und der Wille, ihre Sühne allein zu tragen, sie sprechen sich nirgends unmittelbarer aus als in diesem Zug. Wie anders zeigte sich Waser den Geistlichen der Grossmünsterkirche, die zu dieser Zeit den Unglücklichen zu besuchen hatten. Wir erinnern uns, daß Diakon und Leutpriester Cramer dem Rat darüber ausführliche Berichte zu geben angewiesen worden war. Der erste, vom 28. April, klingt so befriedigend wie nur möglich. Der Inhaftierte habe herzlich gewünscht, daß allen weitern Folgen seiner Vergehen vorgebeugt werden könne und sei ganz bereit, selber dazu beizutragen, was in seinen Kräften stehe. Allerdings hätten „die bösen Leidenschaften besonders des Stolzes, des Hasses und der Rachsucht, welche durch Zeit und Umstände begünstigt, in seinem Herzen leider so tiefen Wurzeln geschlagen, daß er bei allem seinem ernstlichen Vorhaben und aller Anstrengung seiner Kräfte noch nicht Meister über dieselben geworden sei.“ Am 19. Mai wußte dann Cramer etwas offenbar sehr Wichtiges zu berichten. Vielleicht gebe es nämlich, nach den Aussagen des unglücklichen Waser, doch noch ein Mittel, der unseligen Lebensbeschreibung habhaft zu werden. Wenn also dies so wäre und jenes so, dann wäre es möglich, daß, wenn Dr. Hirzel an Herrn Professor Baldinger schreibe, man Aussicht hätte...“ usw. Der Ratschlag, welcher hier dem leichtgläubigen Cramer vorgegaukelt wurde, war so konfus, daß er wahrscheinlich nicht einmal ganz richtig den

---

<sup>61)</sup> Man gewinnt das an sich nebensächliche Datum aus einer flüchtigen Notiz im Ratsmanual vom 24. Mai 1780. Wahrscheinlich irrte sich also der Verfasser der Broschüre „Die Unglücklichen, Pfarrer Joh. Hch. Waser und Doctor Dodd“, wonach die Unterhaltung „acht Tage vor Wasers Tod“ sich zugetragen hätte.

obrigkeitlichen Lesern weitergegeben werden konnte. — Ausführlich hat der Leutpriester später die Erinnerungen an seinen Besuch niedergelegt in der oben erwähnten Schrift: „Gefängnis- und Todesgeschichte des unglücklichen Mannes, Heinrich Waser von Zürich“, in die wir ebenfalls — trotzdem sie im Druck erschienen ist — einen Blick werfen wollen.

Cramer hielt es für seine nächste Aufgabe, in Waser Gefühle aufrichtiger Reue zu wecken, erschien deshalb einmal mit einem sorgfältig für seinen Klienten aufgesetzten endlos langen Gebet, das vor allem an die Demut des Büßenden appellierte. Dieser ließ es auch an keiner Bezeugung seines Abscheues vor all den begangenen Verbrechen fehlen und befand sich dennoch bei jedem Anlaß und jedem Gesprächsthema, und sei es sogar im Gebet, so unbeugsam aufgeräumt, daß Cramer lieber gewollt hätte, der Gefangene würde etwas mehr des Trostes bedurft haben. Wird sich bei diesem Anlaß Waser wohl an jene eigene Predigt erinnern<sup>62)</sup>, die er vor acht bis zehn Jahren einmal einem Todeskandidaten gehalten hatte, um durch die eindringliche Vergegenwärtigung des ewigen Gerichts das letzte Widerstreben des Unglücklichen in Reue aufzulösen? Und war der ehemalige Seelsorger seinem Amtsbruder gegenüber so sicher, weil er selber erlebt hatte, wie man sich etwa auf eine solche Seelenbearbeitung vorzubereiten pflegte? Jedenfalls konnte ihn nichts mehr überraschen. Er hatte sich in die Lage eines Wellenbergbewohners hineingedacht, längst bevor noch jemand an die Möglichkeit seiner Verhaftung dachte. Er vergegenwärtigte sich die Flucht aus dem Gefängnis, noch bevor er sich darin befand. Das erste wissen wir aus jener flammenden Abhandlung „Ueber die Notwendigkeit einer Verfassung von Criminalgesetzen in Zürich“, das zweite aus dem nach der Flucht abgelegten Geständnis, er habe sich leider nicht an seine eigenen ausgeheckten Pläne gehalten, sonst wäre der Sprung nicht mißlungen. Und nun malt sich der Einsame wieder jeden Schritt aus, den er vom Wellenberg bis zur Richtstätte tun wird, untersucht alle Möglichkeiten, findet sich in jede einzelne Minute und Sekunde der Schlusszene hinein und wird schließlich nur noch von dem einen Gedanken gequält, es könne den Herren Räten einfallen, ihn zu ewigem

---

<sup>62)</sup> Predigtsammlung im St.-A. B IX. a 33 Nr. 41.

Gefängnis zu begnadigen. Gerade deshalb wird es gut sein, die begangenen Verbrechen um ein ausschlaggebendes, möglichst empörendes, zu überhäufen, damit es auf alle Fälle zum Richtschwert reicht.

In der letzten Woche unterzog der Pfarrer den ehemaligen Amtsbruder einer langen Reihe von Fragen. Wir greifen zwei heraus. Cramer: „Verabscheuet ihr aus Liebe zu Gott alle Vergehungen, zu denen Euch Eure Rachsucht verleitet hat und auch die falschen Grundsätze, auf welche sich Eure Rachsucht stützte?“ Waser: „Was verstehen Sie unter diesen falschen Grundsätzen?“ Erst nach einer näheren Erläuterung Cramers folgte die Bejahung der Frage. Cramer: „Seid Ihr Euch bewußt, daß Ihr vor Eurem Richter und in Euren Unterredungen mit uns die lautere Wahrheit geredet habt?“ Waser mit allem Nachdruck: „Ja, gottlob!“

Die zweite eingehende Schilderung von Wasers letzten Lebensumständen stammt aus der Feder von Johann Caspar Lavater. Der Grund für seinen Besuch im Wellenberg lag bezeichnenderweise nicht bei der Regierung, sondern zum einen Teil im Verlangen des Inhaftierten selber, zum andern Teil aber in der ausgesprochenen Lust des Pfarrers vom St. Peter nach merkwürdigen Ereignissen und Personen. — Samstag, den 27. Mai, ein Viertel nach 10 Uhr, eben zu der Stunde, da über Leben und Tod unseres Freundes verhandelt wurde, begab sich Lavater mit obrigkeitlicher Erlaubnis zu Waser, aber eben noch ohne zu wissen, was der Rat beschließen werde. Lavater konnte nur mit Sicherheit annehmen, daß das Urteil während seines Besuches müsse hereingebraucht werden, und in diesem Augenblick wollte er auf jeden Fall zugegen sein. Wer weiß, wann eine solch seltene Gelegenheit zu psychologischen Beobachtungen sich wieder zeigen wird! Der Diakon vom St. Peter hatte sich sehr gut vorbereitet für sein Vorhaben. Muß man wohl selber Theologe sein, um verstehen zu können, womit sich der gute Lavater unmittelbar vor seinem Weggang beschäftigte? Niemand hat es wahrscheinlich bis jetzt erfahren, daß er eine pathetische Homilie verfaßte für den Fall der Begnadigung des Gefangenen zu ewiger Kerkerhaft, nicht etwa eine Predigt für die Gemeinde auf den morgigen Sonntag, sondern einen Sermon, der gleich nach Vorlesung des Ur-

teils an den Gefangenen selber sollte gehalten werden<sup>63)</sup>), als ob ein paar freie, unmittelbar aus teilnehmendem Herzen kommende Worte nicht viel besser gewesen wären. Indessen kam es nicht zum Hersagen dieser Rede, sondern zum Außsagen der andern, die wenigstens nur in einem sehr langen Gebet bestand.

Herr Pfarrer Pfenninger stand eben auf, als Lavater eintrat. Er fand Waser „ordentlich angezogen mit vielen Papilloten um den Kopf, ohne Müze und ohne Halstuch, mit ungleichem Barthaar, das ihn aber nicht sehr entstellte“. — „Mit ungleichem Barthaar“, man könnte darüber hinweglesen, aber vielleicht enthält diese flüchtige Bemerkung die Bestätigung einer sonst ganz unglaublich klingenden Anekdote, die in einer der Handschriften überliefert wird<sup>64)</sup>. (B. B. [Zentralbibl.] Ms. T140, Stück 8). Als nämlich einmal gegen das Ende der Gefangenschaft der Abwart das Essen hereingebracht habe, sei Waser, der sonst immer einen Bart trug, plötzlich rasiert gewesen und habe dem erstaunten Wächter lachend gezeigt, wie er ein Haar nach dem andern ausgerissen. Vielleicht hat nun aber der Abwart doch übertrieben, und Waser hätte nur Lücken in seinen Bart gerauft, dann wäre Lavaters Bemerkung zutreffend. — Die Begebenheit ist ja denkbar unwichtig, und dennoch vermag man nicht, sie wegzulassen. Auch ein anderer Zug ist so nebensächlich als möglich und doch so charakteristisch für Lavater wie der vorige für Waser. — Der Gast, er gesteht es selber, setzte sich so, daß er den andern „so gut im Licht und Gesicht wie möglich“ hatte, und „das sanfte Tageslicht durch die Jalousieläden ihm ins Antlitz und mir in den Rücken fiel“. Nun endlich konnte es losgehen mit der Unterhaltung und den — — physiognomischen Beobachtungen!

Auch Lavater unterhielt sich mit dem an der Pforte des Todes Stehenden zunächst über das Verhältnis von Diesseits und Jenseits, wobei sich ein Gespräch entwickelte, aus dem vieles wiederzugeben und manches zu lernen wäre. Die anschaulichsten Vergleiche und feinsten Beobachtungen wurden hier von zwei Männern ausgetauscht, von denen einer den

<sup>63)</sup> Das merkwürdige Schriftstück liegt in der B. B. Ms. P 2038 Nr. 6.

<sup>64)</sup> Die handschriftliche Zeitung verzeichnet den Tatbestand folgendermaßen. „Waser hat auch begehr, daß man ihn rasieren solle. Als es ihm abgeschlagen worden, hat er sich nachmittags den Bart selber ausgerauft und nur den Schnauz stehen lassen. Sein Angesicht ist hievon stark aufgelassen.“

andern an Seelenkenntnis übertraf. Das Gespräch gleitete allmählich auf das Thema der göttlichen Vorsehung über. Als Lavater bemerkte, jeder Mensch, den Gott so seltsam führe, sei eine Art Heiligtum, das nicht anders als mit Ehrfurcht zu betrachten sei, fiel ihm Waser „mit einem Strom von Tränen in die Rede: „Ich ein Gegenstand der Ehrfurcht? ich, ein Heiligtum? O du allerheiligster Gott! welch ein Sünder, ein Greuel bin ich, welch ein Abschaum der Menschheit!“ — Wie früher von Cramer, so wurde auch jetzt dem Verirrten noch eine letzte Gelegenheit zur Beichte anhand einer eindringlichen Befragung aufgezwungen. Lavater: „Ist Ihnen nicht das Mindeste nebst dem, was Sie angezeigt haben, bewußt, daß etwas Unreines, Fremdes mit dem Ihrigen vermischt sei?“ Die Antwort lautete verneinend — nicht zum Erstaunen Lavaters, aber zu unserm, die wir etwas von 1400 Gulden wissen, welche vor einiger Zeit vom Frauenvermögen abgehoben worden waren, um angeblich besser angelegt zu werden. — Lavater: „Sollte Ihnen befallen, wodurch von Ihnen auf die eint oder andere Weise die Ehre eines Menschen gekränkt worden..., das ist vielleicht der Punkt, über den Sie am wenigsten schnell hineilen sollten.“ Waser: „Ich wußte jetzt in Gottes Namen nichts. Ich weiß niemanden, den ich vorsätzlich beleidigt oder verleumdet hätte.“ Der Zeuge bemerkte dazu: „Es ging mir wie ein Stich durch die Seele, als er das sagte, ich wußte mich nicht zu fassen.“ Darauf neues flehentliches Bitten um ein Geständnis und schließlich die Antwort: „Ich wußte niemanden als etwa Herrn Dr. Ratsherr Hirzel in der giftigen boshaften Schrift wegen seiner Lobrede auf Herrn Bürgermeister Heidegger selig.“ (S. 134.)

Die Anordnung der bisherigen Fragen läßt vermuten, daß die Hauptfrage noch kommen werde. Mit meisterhafter Sicherheit leitete sie Lavater ein. Wie stand es doch mit jenem unbesieglichen Durst nach Rache, von der Wasers innerste Seele bis jetzt so erfüllt gewesen war? „O beten Sie doch, daß in den entfliehenden Augenblicken, die immer weniger werden, diese entsetzliche Leidenschaft auf keine Weise mehr sich in Ihnen regen möge.“ „Rache,“ erwiderte der Angesprochene, „Rache, wie man's nehmen will! Es war aber doch nicht eigentlich Rache, es war in Gottes Namen nichts anderes als Notwehr.“ Und dabei blieb es zum großen Kummer des unbeschiedigten

Beichtvaters. Aber auch er selber hatte etwas zu gestehen: einen furchtbaren Verdacht, der indessen vor kurzer Zeit endgültig — oder doch wenigstens ziemlich endgültig! — überwunden worden war, nämlich die groteske Vermutung, Waser könnte dennoch an der Abendmahlsgeschichte beteiligt gewesen sein. Mit tiefer Beschämung bat Lavater um Verzeihung für einen solch grauenhaften Gedanken, wurde aber gerade durch das Verhalten Wasers daran verhindert, den letzten Rest des Misstrauens in sich schmelzen zu lassen.

Von neuem wechselte das Gesprächsthema. Käme es nicht dem Rat sehr gelegen, denkt Lavater, wenn der Verurteilte vor seinem Ende noch ein paar treffende Worte der Ermahnung an das Volk richtete! etwa die drei kurzen, in Erinnerung haftenden Sätze: „Bleibe jeder bei seinem Beruf! Trauet der Obrigkeit! Sehet die traurigen Folgen der Rache!“ Das wäre ein bechtpolitisches Meisterstück, wenn sich ein derartiger Troßgeist zu einem solchen sacrificium intellectus bewegen ließe. Leider verrechnete sich der gute Seelsorger in seinem Partner völlig. Gewiß, Waser wollte zum Volk sprechen, aber nicht auf dem Schafott, sondern vor dem Rathaus bei der Verlesung des Urteils. Es bedarf nicht der blühenden Phantasie Lavaters, um sich vorzustellen, wie etwa ein solches Abschiedswort gelautet hätte. Jedenfalls mußte dieser alle Register in Bewegung setzen und sich zehnmal bereiterklären, auf seinen Vorschlag zu verzichten, um nur Waser von dem seinigen wieder abzubringen. — Je länger, je negativer fielen die Ergebnisse der Unterhaltung aus. Waser wurde neuerdings vom Dämon der Selbstrechtfertigung ergriffen und schien zusehends jedes Empfinden für den Ernst der Stunde zu verlieren — nicht ganz ohne Grund; denn Lavater war der vierte Pfarrer, der an diesem Morgen seinen geistlichen Trost zu spenden kam. Auch ein anderer als Waser wäre nun allmählich mürbe getrostet. Aber dieser vierte sah am schärfsten, und es ist etwas auf sein Urteil zu geben. Unter anderm steht darin zu lesen: „Wahrlich nicht Heldenstärke, nicht Größe der Seele machte ihn ruhig, sondern Unfähigkeit, gewisse Dinge zu empfinden, Stumpfheit in Ansehung der nächsten und wichtigsten Gegenstände. Bisweilen machte er auch solche leere, kalte, zerstreute, gleichgültige, crude Mienen, daß ich keinen Augen-

blick anstehen konnte, einen höchst leeren, gemeinen, gefühllosen Menschen vor mir zu sehen.“

Und was ist nun mit der Lebensgeschichte? so fragte der eine, und der andere antwortete: es ist leider in diesem Punkt gar nichts zu wollen, „Schlözer und ich haben uns so feierlich gegeneinander verbunden, daß es unmöglich ist, etwas zurückzunehmen. Schrözer müßte denn treulos an mir handeln, denn ich habe ihm geschrieben, wenn ich's je wieder auch noch so dringend zurückbegehrte, so sollte er's nur für Notzwang halten, für die Wirkung des Gefängnisses; meine wahre Meinung könnte es nie sein.“ Das ist eines der letzten Worte aus diesem auffallenden Gespräch. Es endete indessen trotz aller Verstockung mit einem versöhnlichen Gedanken. Im Augenblick der höchsten Erregung Lavaters über die furchtbare Verblendung Wasers, gestand dieser denn doch, in allem nur den Splitter gesehen und den Balken vergessen zu haben. Raum war diese unwillkürliche Beichte seinen Lippen entronnen, als die beiden Männer von einem Kirchturm elf Uhr schlagen hörten. Die Stunde der Entscheidung war da.

Mittlerweile hatte, nach einem ebenfalls an diesem Morgen aufgenommenen „Final-Examen“, der Rat getagt. Zuerst mußte im Rat der Fünfzig entschieden werden, ob Waser dem über Leben und Tod befindenden Blutgericht zu überantworten sei, das aus dem neuen Rat der Fünfundzwanzig bestand. Mit der knappen Mehrheit von 21:18 Stimmen wurde die Frage bejaht, womit das Schicksal des Gefangenen so ziemlich besiegelt war. Doch scheint noch eine längere Diskussion stattgefunden zu haben, deren gegenseitige Argumentationen in der kleinen, vermutlich von einem Ratsmitglied selber verfaßten, Broschüre „Heinrich Wasers Gerichtstag“ an die Öffentlichkeit gelangt sind, trotzdem der Rat auf strenge Geheimhaltung seiner Verhandlungen drängte und nicht einmal die einzelnen Voten zu protokollieren gestattete.

Das Hauptargument gegen die Todesstrafe bestand in der Feststellung, „daß ein einzelnes Vergehen, welches nach seiner Natur und hergebrachten Landessitte nicht den Tod verdient, auch nicht durch Zusammenrechnung mit andern zum tödlichen Verbrechen werden kann, weil es in Verwaltung der Criminalgerechtigkeit nicht auf eine lange Reihe einzelner Vergehnungen, deren keines der Todesstrafe würdig ist, sondern einzige und

allein auf die Wichtigkeit und Größe eines Hauptverbrechens . . ankommt.“ Darin sprach sich die einzige stichhaltige Motivierung der Begnadigung aus. Geradezu lächerlich mußte es klingen, wenn einer die eigene Erklärung Wasers, er würde die Ryburger-Urkunde im äußersten Notfall an Österreich ausgeliefert haben, harmlos zu machen versuchte mit der Redewendung: „wie schwer läßt sich dieser äußerste Fall der Not denken.“ „Uebrigens hätte seine Majestät (Joseph II.) Waser als einen Verräter seines Vaterlandes mit Unwillen empfangen und entweder mit Verachtung fortgeschickt oder als einen Wahnsinnigen behandelt und in Verwahrung gesetzt.“ Als ob Wasers vorgetäuschte oder wirkliche Absicht durch das eventuell ungädige Verhalten des österreichischen Souveräns im geringsten entschuldigt würde. — Dann folgte der Hinweis auf die mysteriöse Lebensgeschichte. „Unmöglich könne man wenigstens jetzt sicher wissen, ob sie abgegangen oder nicht, und ob vielleicht Waser nur so etwas erfunden habe, um im Ueberdruß seines Lebens und in Vermutung ewiger Gefangenschaft der Obrigkeit Stoff genug an die Hand zu geben, ihn gewiß aus dem Wege zu räumen.“ Diese Vermutung wird sich allerdings als richtig herausstellen; aber im gegenwärtigen Fall konnte sie nicht helfen. Zeitgenössisches Empfinden und modernes Recht dürften hier weit auseinandergehen; denn wo einer bis zu seinem letzten Atemzug ein Verbrechen begangen zu haben behauptet — nicht, um für einen andern einzustehen, sondern um Alergernis zu stiften — da muß er wohl auch bei seiner Aussage behaftet werden und die Strafe für sein erlogenes Verbrechen empfangen. Ethisch betrachtet, ist es zudem schlimmer, eine Tat zu erlägen als sie auszuführen; darum spricht gerade die Entlastungsargumentation, die Lebensbeschreibung werde eine Finte sein, gegen die Verteidiger Wasers.

Eine Erwähnung der Gegengründe wird überflüssig sein. Der Leser lasse sich nur noch einmal die Hauptereignisse der letzten sechs Jahre in Erinnerung rufen: das Zerstören der wertvollsten Bücher aus verschiedenen Bibliotheken, die hinterlistige „Abhandlung über das Zürichsee-Geschäft“, die Angriffe auf Hirzel und Heidegger in der „Augensalbe“, die „species facti“, das Hezen unter den Schulknaben, die Betrügereien in betreff der Urkunden, die Aengstigungen Landolts, die Flucht

aus dem Rathaus, die versuchte Bestechung des Schiffsmeisters, die ominöse Bettelgeschichte, die endlosen Lügen über die erfundene Selbstbiographie und ein Dutzend andere ausgetüpfelte Experimente. Sollte das alles nicht genügen! Ist es so ganz unverständlich, wenn in weiten Kreisen eine gewisse Angst vor diesem Geist der Rache und Rebellion aufgekommen ist? Wäre es nicht denkbar, daß unter einem nächsten Rat des republikanischen Zürich der Gefangene begnadigt werden könnte? Und was dann? Jedenfalls darf das Resultat der stattgehabten Verhandlungen nicht erstaunen. Samstagmorgen — es war der 27. Mai — um elf Uhr, wurde der ehemalige Pfarrer zum Kreuz, Johann Heinrich Waser, mit 12:8 Stimmen zum Tod verurteilt.

Bald darauf stand der Turmhüter in der Zelle. Lavater fragte nach dem Urteil und Waser sogleich nach der Art seines Sterbens. Zu seiner großen Befriedigung vernahm er, daß man ihn durch das Schwert richten wolle. In diesem Fall konnte also noch in aller Gemütsruhe die letzte Mahlzeit genossen werden. „Mit seiner gewohnten Geschwindigkeit“, so erzählt Lavater, „ohne alle Gegenwart des Geistes, ohne mehr Andacht als gewöhnlich“ verrichtete der Verurteilte sein Tischgebet. Und doch blieb er in der Folge nicht so behaglich, als er sich vermutlich vorgenommen hatte. Die Suppe wird weggeschoben, ein paar trockene Kirschen verschlingt er aufsallend rasch, das Rindfleisch bleibt unberührt, und die Fische werden schließlich stehend mit der Hand verzehrt. Hierauf hält er nach dem Wetter Ausschau, fängt ein kurzes Gespräch an über Meteorologie, stellt fest, daß sich schon viel Volk versammelt, aber leider bei leichtem Regen. Um seinen wiedergewonnenen Gleichmut möglichst drastisch zu zeigen, wendet sich Waser mit einer Flasche Wein zu Wärter Huber, schenkt ihm ein Glas voll ein mit den Worten: „ich denke, Huber, wir bleiben bei unserer alten Gewohnheit“, und geht darauf gelassen zurück. Jetzt will sich Lavater verabschieden und Waser die Hände geben. Indem dieser bemerkt, wie seine Finger von den Kirschen unrein aussehen, gerät er in Verlegenheit, läßt sich schließlich von Lavater einige Tropfen Wein — Wasser ist keines da — auf die Hände gießen und trocknet sie, um sein eigenes sauberes Taschentuch zu schonen, an demjenigen des Wärters ab.

Lavater wurde von Herrn Helfer Nüscher abgelöst, der den indessen redigierten Text des Urteils mit sich brachte. Wir haben ihn im Anhang abgedruckt, nicht der Wichtigkeit wegen; denn die getroffene Formulierung ist aus begreiflichen Gründen so farblos und allgemein als möglich, aber gerade deshalb dürfte sie interessant sein.

Auch in dieser letzten Stunde durchkreuzten sich in Waser noch einmal zwei sich gegenseitig bekämpfende Gefühlskalen. Die eine drückte sich in der frivolen Geste des Zutrinkens auf die Gesundheit des Herrn Helfers aus, die andere im Aufrufen aller Strophen des Gellert'schen Liedes „Was ist's, daß ich mich quäle“. Und diese Stimmung schien nun doch endgültig den Sieg zu behalten. Während der Fahrt vom Wellenberg an den Limmatquai begann Waser wiederum ein geistliches Lied herzusagen, betete dann auf dem Weg zum Rathaus dem Leutpriester Cramer alles nach, was dieser ihm vorsprach und erinnerte sich beim Vorbeigehen an seines Vaters Haus, der Bäckerei zum Höfli, und dem Haus seiner Frau an die daselbst genossenen Wohltaten. Während der Urteilsverlesung vor dem Rathaus herrschte solche Unruhe, daß die Worte nur stellenweise vernommen wurden und der Verurteilte darum seinen Begleiter bat, mit Beten fortzufahren. Dem Herkommen zu genügen, band der Scharfrichter dem unglücklichen Manne die Hände, worauf der traurige Zug seinen Fortgang nahm. Unwillkürlich wird man trotz der großen Verschiedenheit der Gestalten an den letzten Gang Waldmanns erinnert. Aber eine wie viel zahlreichere Menge hatte sich damals zu dem sensationellen Schauspiel eingefunden. Diesmal waren es bedeutend weniger — zu Wenige, soll Waser gedacht haben — denn an etlichen Häusern waren sogar die Galouisen geschlossen und die Bewohner ausgezogen. Offenbar wirkte der Vorgang, auf einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung äußerst peinlich, und man suchte der Angelegenheit so viel als möglich auszuweichen. In erster Linie gilt das wohl von der Physikalischen Gesellschaft, die am Sonntag, den 28. Mai, eine Sitzung abhielt, ohne der am Tag vorher erfolgten Hinrichtung ihres langjährigen Mitgliedes und Bibliothekars auch nur mit einem Worte zu gedenken.

Unterwegs legte der unglückliche Waser noch einmal eine letzte Probe seiner Geistesgegenwart ab. Wer hätte gedacht, daß

so etwas noch möglich wäre! Cramer sprach nämlich während des ganzen Ganges dem Delinquenten geistliche Lieder vor, welche dieser, ohne die Gesetze der Metrik zu stören, wo es nötig schien, auf sich selber umdichtete. — Die Stätte war erreicht. Waser und Cramer bestiegen das Gerüst. Während jener für den zu empfangenden Schwertstreich vorbereitet wurde, hielt der Leutpriester vom Grossmünster die wörtlich eingeprägte „Standrede“ an das Volk — keine so leichte Aufgabe, obschon sie nur zwei Minuten in Anspruch nahm, denn es musste sehr geschickt zwischen all den Forderungen von rechts und links hindurchlaviert werden, und nur ein ganz dünnes Wässerlein von Ansprache konnte sich noch durch die spärliche Öffnung winden.

Indessen war auch Waser fertiggeworden. Er setzte sich auf eine Art Stuhl, fragte den Henker, ob es so recht sei, befahl sich Gott und empfing bei den Worten „Herr Jesu, dir sterb' ich“ den erlösenden Schwerthieb.

\* \* \*

Wenn wir bis jetzt am Ende jedes Kapitel in einigen Bemerkungen die aus den behandelten Abschnitten für Wasers Charakter gewonnenen Beiträge zusammenzufassen versuchten, so werden wir am Ende dieser spannungsreichen, rätselhaften Lebensgeschichte vor einen ganzen Komplex von Fragen gestellt, von denen uns aber nur noch eine näher beschäftigen soll. Wie verhält es sich mit Wasers Christentum? Es gibt so viel Hinweise auf eine echte innere Frömmigkeit, als es Argumente dagegen gibt. Da sind einmal die großenteils reichhaltigen, fleißig durchgearbeiteten Predigten, die Bekenntnisse aus der Gefangenschaft, wir wissen von Hausandachten und kennen eine Menge theologischer Gedanken in den wissenschaftlichen Abhandlungen des Enthaupteten. Und daneben tauchen jene unverdaulichen Lügen auf, die mit ins Grab genommen wurden; wir stützen über die zur Schau getragene Gleichgültigkeit angesichts des Todes und des von Waser doch offenbar geglaubten göttlichen Gerichts. Es geht uns wie Lavater: einmal strecken wir Waser die Hände entgegen, voll Freude über seine zur Buße freigewordene Seele, und kurz darauf seufzen wir über den unausrottbaren Stachel der Rache in seiner Brust. Ein naives Gemüt wird diese

Gegensätze nie zu vereinigen imstande sein und vor der Alternative stehen bleiben: entweder ein Christ, dessen ursprünglich rechtmäßiges Wollen durch eine Reihe hindernder Umstände ins Gegenteil verkehrt wurde, der aber dennoch mehr Gutes besaß als ihm Schlechtes nachgesagt wird, oder ein gottvergessener Heuchler, der es nie mit seinem Amte ernstgenommen hat. So ist ja auch im wesentlichen in der Waslerliteratur geurteilt worden. So wie wir diese Gestalt kennengelernt haben, stimmt beides nicht. Die Lösung des Widerspruchs könnte vielleicht in unserem Fall dort gesucht werden, wo sie Jakob Burckhardt bei einem ungleich bedeutenderen geschichtlichen Phänomen gefunden hat. Er sagt von Konstantin dem Großen auf der ersten Seite des neunten Abschnittes in seinem bekannten Werk: „In einem genialen Menschen, dem der Ehrgeiz und die Herrschaftsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christentum und Heidentum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein; ein solcher ist ganz wesentlich unreliгиös, selbst wenn er sich einbilden sollte, mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehen“. Trotzdem dieser treffliche Satz nicht von jedem genialen Menschen gelten kann, ist man versucht, ihn gerade auf unsern Wasler zu beziehen; so genau paßt ja auch das im Mittelpunkt stehende Motiv des Ehrgeizes und der Herrschaftsucht auf ihn. Wir wenden deshalb die Jakob-Burckhardt'sche Deutung des genialen Machtmenschen weitgehend auf Wasler an, ohne ganz dabei stehenbleiben zu dürfen.

Wasler war nicht „unreliгиös“; er empfand sogar nicht nur religиös, sondern er dachte christlich. Was er predigte, das glaubte er. Noch mehr: er predigte aus Glauben häufig gegen die schlimmsten Feinde seiner eigenen Natur. Und hier stoßen wir denn noch einmal auf eine innere, und zwar die tiefste Tragik in der zerrissenen Seele dieses unglücklichen Mannes, eine Tragik, die in jedem Christenmenschen, nur meist in geringerer Stärke, auftritt, eben weil er Christ und Mensch zugleich sein muß. Der christliche Glaube bringt den Menschen wohl zur Erkenntnis seiner Schuld, aber nicht zu ihrer Überwindung, auch wenn dies und jenes siegreich bekämpft zu werden vermag. Dem Ganzen gegenüber kommt es nicht in Betracht. Wasler hatte ein Übermaß von innern Spannungen mit sich zu schleppen, Spannungen, die zwar die richtigen Vor-

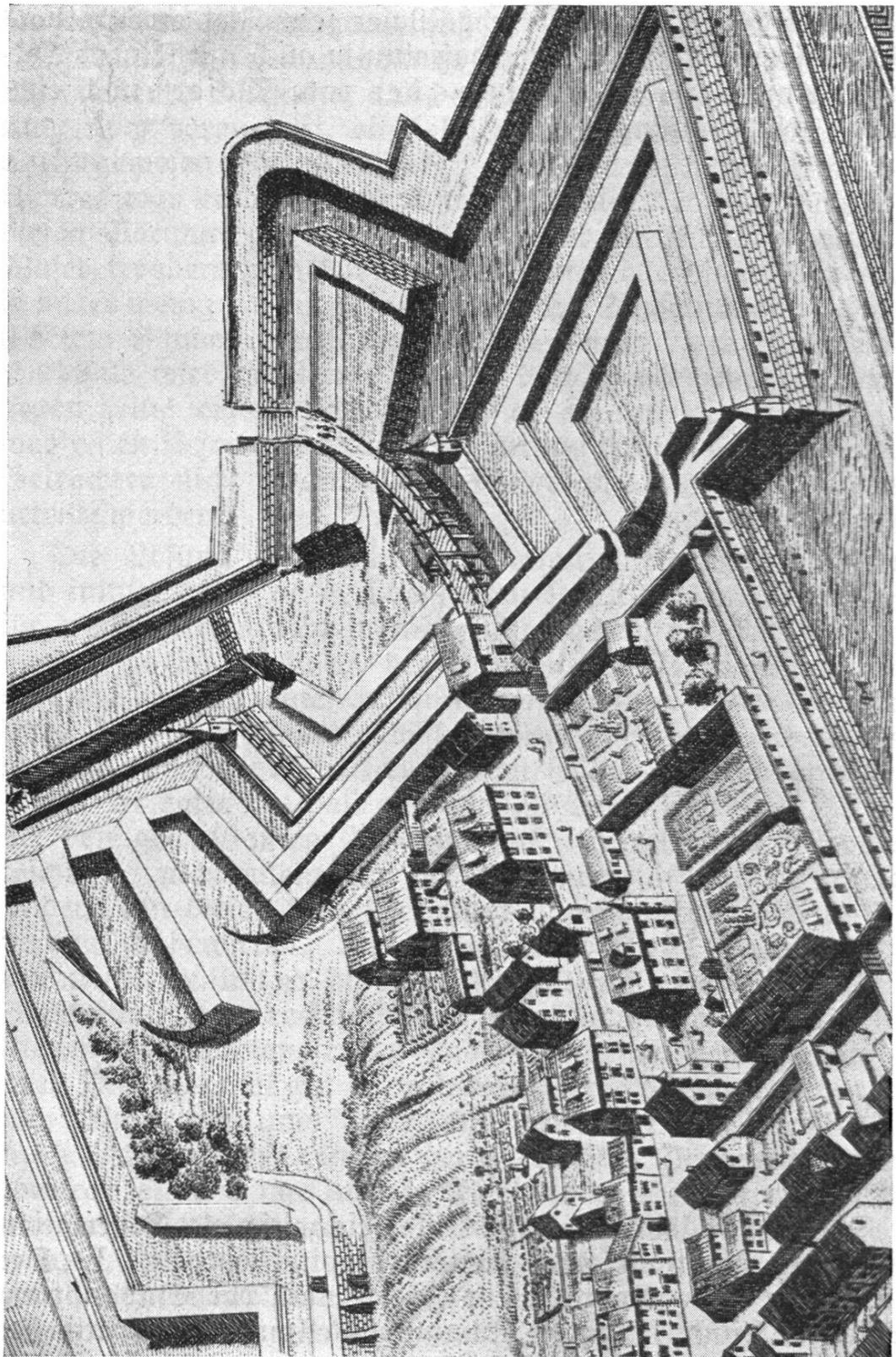
aussekungen schaffen für das, worauf es in der Bibel ankommt, die sich aber doch entladen müssen. Nur wer das Christentum als moralische Weltanschauung versteht, gerät Waser gegenüber in jenes Dilemma, aus dem nur die kurzsichtige Behauptung noch heraus hilft, ein solcher Mensch könne niemals ein Christ gewesen sein. Das heißt, ein Christ im letzten Sinn des Wortes war er auch nicht, und wird auch der nicht sein, der diesen Vorwurf gegen ihn erhebt, aber ein Glaubender kann Waser trotzdem gewesen sein. Schlimm allerdings, daß man so bitter wenig davon zu spüren bekam. So verständlich schließlich sein Handeln durch die Kenntnis seiner Natur und seines Schicksals wird, so streng muß es doch, gerade weil er damit gegen seine eigene Erkenntnis sich am meisten verging — was einen tiefen, aber für den nicht aufgeklärt sein wollenden Betrachter nicht unerklärlichen Widerspruch erzeugt — verurteilt werden.

Die Lösung aller mit der Person Wasers verbundenen und immer durch sie neu bedingten Konflikte lag für ihn wie für die Regierung letzten Endes nur noch in der Enthauptung — der einzige Ausweg, der für beide Teile nicht nur eine Lösung, sondern eine Erlösung sein konnte. Die Obrigkeit hätte sich bis zu einem gewissen Grad auch durch ewige Einkerkerung Ruhe verschaffen können, nicht so der Betroffene selber. Er hatte das bald erkannt und trieb mit allen Mitteln auf den gewaltsamen Ausgang hin. Er erlog die „Lebensgeschichte“ nicht allein, um die Räte noch im Tod zu ärgern, sondern um diesen Tod überhaupt und damit die eigene Befreiung zu bewirken. Und diese in der Tiefe liegenden Zusammenhänge sind es, die das gefällte Urteil von einem höhern Standpunkt aus rechtfertigen. — Die damals geäußerten Argumente lauteten freilich anders; indessen genügten sie in ihrer Zeit zehnmal zur Begründung der Todesstrafe, wurden doch Einbrecher und Diebe mit aller Selbstverständlichkeit durch Schwert oder Strang gerichtet. Das Vergehen Wasers übertraf solche Dinge um ein Mehrfaches, denn er wollte fast sein ganzes Leben lang seine Obrigkeit in die peinliche Lage bringen, ihn austilgen zu müssen. Es ist ihr schwer genug gefallen, eben weil Waser einer der ihrigen war, und weil seine Schuld sich kaum glaubhaft genug formulieren ließ. Ja, die Richter durften sie gar nicht einmal in ihrem vollen Umfang

bekanntgeben, wenn sie nicht Händel, etwa mit Schwyz, riskieren wollten. — Wie sehr Waser sein Ziel erreicht hat, geht aus der Tatsache hervor, daß nun ja auch mit seinem Tod der Fall nicht erledigt ist, und „der tote Waser“ noch einmal zu leben anfängt.



Die hier abgedruckte Arbeit ist gleichzeitig als Dissertation erschienen, die noch zwei weitere Kapitel enthält. I. „Der tote Waser“, die Vorgänge in Zürich nach der Enthauptung darstellend, und II. eine „Zusammenstellung und Kritik der Waserliteratur“.



Stadthöfen, nach einem Stich von Matthias Pfenniger, 1770.